Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Walter Jessel

# Spurensuche 1945

## Ein jüdischer Emigrant befragt seine Abiturklasse

Herausgegeben und mit einer Einführung von Brian E. Crim
Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen ergänzt
und einem Nachwort von Margrit Frölich

**Fachhochschulverlag**
DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

**Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-bibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

**Besuchen Sie uns im Internet: www.skvshop.de | www.fhverlag.de**

© 2017, Academic Studies Press
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
„Class of '31. A German-Jewish Émigré's Journey across Defeated Germany"
Academic Studies Press, Boston 2017

2., unveränderte Auflage der deutschsprachigen Ausgabe 2024
ISBN 978-3-947273-32-4
Alle Rechte vorbehalten
Fachhochschulverlag. Der Verlag für angewandte Wissenschaften. Ein Imprint der
© Schulz-Kirchner Verlag GmbH, 2024
Mollweg 2, D-65510 Idstein
Vertretungsberechtigte Geschäftsführer: Dr. Ullrich Schulz-Kirchner, Martina Schulz-Kirchner
Lektorat: Prof. Ulrich Stascheit
Druck: docupoint GmbH, Otto-von-Guericke-Allee 14, 39179 Barleben
Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Rainer Stenzel, Gestaltungsbüro e162, 60386 Frankfurt
unter Verwendung zweier Fotos:
Platz am Eschenheimer Tor:
Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M./Kurt Weiner, S7B Nr. 2522
Porträtfoto von Walter Jessel:
Privat. Mit freundlicher Genehmigung der Kinder Alfred, Peggy und Robert Jessel.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes (§ 53 UrhG) ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar (§§ 106 ff. UrhG). Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verwendung von Abbildungen und Tabellen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung oder Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Eine Nutzung über den privaten Gebrauch hinaus ist grundsätzlich kostenpflichtig. Anfrage über: info@schulz-kirchner.de

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

# Inhalt


| | |
|---|---|
| Vorwort | **7** |
| Einführung | **9** |
| *„… es kann euch nicht gleichgültig sein, dass ein politisches und moralisches Krebsgeschwür dieser Art heranwächst“* | **31** |
| *„Wissen Sie, ich verachte die Deutschen“* | **50** |
| *„Warum macht ihr kein koloniales Herrschaftsgebiet aus uns?“* | **56** |
| *„Wer hätte gedacht, dass es so enden könnte?“* | **71** |
| *„Wir werden am Ende siegen“* | **76** |
| *„Meine Motive waren rein materialistischer Art“* | **83** |
| *„Er hat es nur gemacht, weil es sonst niemand in der Stadt gab, der dazu in der Lage gewesen wäre“* | **94** |
| *„Und ihr in Amerika habt Neutralität verordnet“* | **103** |
| *„Er wagte es sogar, dem Gauleiter persönlich zu schreiben“* | **116** |
| *„Er hoffe, dass Deutschland den Krieg trotzdem verliere“* | **131** |
| *„1933 gab es keinen offenkundigen Widerspruch zu meiner Religion“* | **139** |
| *„Strecken Sie uns nicht zu hart nieder“* | **152** |
| *„Ich bin Deutscher – wir kämpften um unsere Existenz“* | **164** |
| *„Im Herbst 1944 wurde er in das KZ Neuengamme verlegt“* | **196** |
| *„Ja, was konnten wir denn tun?“* | **216** |
| Nachrichten über die jüdischen Klassenkameraden | **229** |
| *„Was hielt die Deutschen zwölf Jahre lang davon ab, das Naziregime von der Erdoberfläche zu fegen?“* | **232** |
| Nachwort | **239** |

# Vorwort

Ich bin auf Walter Jessel zum ersten Mal in den späten 1980er Jahren gestoßen, als ich die investigative Presseberichterstattung über die Nazi-Unterlagen zu Wernher von Braun und seinem Team an Raketeningenieuren nachverfolgte. Jessels Beurteilungen vom Juni 1945 über deren Charakter und politische Einstellungen, die sich in den Sicherheitsakten des Militärs im US-Nationalarchiv befinden, waren scharf, eindringlich und höchst zitierfähig. Er hob die engstirnigen, von den Nazis beeinflussten Ansichten vieler der von ihm Befragten hervor, die sich den Amerikanern als „die wahren Retter der westlichen Zivilisation vor den asiatischen Horden" anboten. „Was sie jedoch nicht daran hindert, mit der Idee zu spielen, sich an die asiatischen Horden zu verkaufen, falls ihnen nicht bald eine entsprechende Bestätigung zuteil würde."

Jessel, der jung und klarsichtig genug gewesen war, um Deutschland 1933 zu verlassen, ging nach Palästina und dann in die USA. Wie viele männliche jüdische Flüchtlinge seines Alters, die aus Deutschland und Österreich stammten, wurde er im Zweiten Weltkrieg Nachrichtenoffizier in der US-Armee. Denn Deutsch war seine Muttersprache. Nachdem er an vorderster Front nachrichtendienstliche Funktionen ausgeübt hatte, war er im Hauptquartier der US-Militärbesatzung im zerstörten Frankfurt, seiner Heimatstadt, stationiert.

Dort machte er sich auf die Suche nach ehemaligen Klassenkameraden der kleinen Gymnasialklasse, die 1931 Abitur gemacht hatte. Der vorliegende Erinnerungsbericht ist das Ergebnis. Weitere Details über sein Leben und den Ursprung dieses bislang noch nicht veröffentlichten Buches finden sich in der Einführung von Brian Crim. Ich kann Jessels Bericht nur empfehlen. Seine Schilderungen der unterschiedlichen Schicksale seiner Klassenkameraden – die den Bogen spannen von begeisterten Nazi-Anhängern bis zu einem kommunistischen Widerstandskämpfer, der als Häftling eines Konzentrationslagers starb – sind durchweg faszinierend. Diese Porträts zeigen dieselben eindringlichen charakterlichen Beurteilungen wie Jessels Einschätzungen der Raketeningenieure.

*Spurensuche 1945* ist ein Dokument seiner Zeit, von Herbst 1945 bis Mitte 1946. Jessel fand heraus, dass die meisten seiner nicht-jüdischen Klassenkameraden mehr oder weniger willige Unterstützer der Nazis gewesen waren, dass sie jedoch nicht zu erkennen vermochten, inwieweit sie für Hitlers Machtergreifung oder die Verbrechen des Regimes verantwortlich waren.

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Das stimmte ihn pessimistisch hinsichtlich der Zukunftsaussichten für eine deutsche Demokratie. Bemerkenswert ist, wie sehr er eine fortdauernde Zusammenarbeit der Amerikaner mit den Sowjets in Deutschland erwartete – eine liberale Haltung. Sicherlich wird er wenige Jahre später anders empfunden haben, als er seine nachrichtendienstliche Karriere in der neu gegründeten Central Intelligence Agency (CIA) fortsetzte.

Mehr als alles andere vermittelt das Buch ein lebendiges Bild davon, wie es in Deutschland während des ersten Jahres der amerikanischen Besatzung aussah: Zerstörte Städte standen im Kontrast zu der nahezu intakten ländlichen Gegend. Derweil mühte sich der Großteil der Bevölkerung ab, grundlegende Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Zugleich aber lehnte die Bevölkerung es mehrheitlich ab, für irgendetwas, was ihnen geschah, Verantwortung zu übernehmen. Die westdeutsche Demokratie erwies sich stärker, als Jessel erwartet hatte. Doch seine Beobachtungen erklären zum Teil, warum diese Gesellschaft zwei Jahrzehnte oder länger brauchte, bis sie sich mit den Verbrechen des Dritten Reichs auseinandersetzte. Ich bin mir sicher, dass Sie die Lektüre fesseln wird.

*Michael J. Neufeld*
National Air and Space Museum /
Nationales Luft- und Raumfahrtmuseum
Smithsonian Institution
Washington, D.C.

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

# *„… es kann euch nicht gleichgültig sein, dass ein politisches und moralisches Krebsgeschwür dieser Art heranwächst“*

## 1. Oktober 1945[1]

Das I.G.-Farben-Hochhaus mit seinen sechshundert Räumen ist wahrscheinlich das imposanteste nicht zerbombte Bauwerk, das es heute in Deutschland gibt. Es wurde 1930 fertig gestellt. Als das I.G.-Farben-Hochhaus erbaut wurde – eilig in Tag- und Nachtarbeit –, drohte mein Vater, der seinen Nachtschlaf nachdrücklich schätzte, den I.G.-Farben-Konzern wegen Störung der Nachtruhe zu verklagen. Wir wohnten zwei Straßenzüge davon entfernt.[2]

Es hätte eines überdurchschnittlich guten Hellsehers bedurft, um vorauszusehen, dass dasselbe Gebäude fünfzehn Jahre später einmal das Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Europa werden würde, und dass ich als Offizier des amerikanischen Militärs in einem seiner die Produktivität anregenden Angestelltenbüros einen Schreibtisch haben würde.

Ich hatte meine Heimatstadt und Deutschland verlassen, kurz nachdem ich 1931 das Abitur abgelegt hatte, und ich hatte nicht das Bedürfnis verspürt, dorthin zurückzukehren. Nachdem sich jetzt jedoch der Kreis meiner persönlichen Lebensgeschichte geschlossen hatte, konnte ich der Stadt nicht länger den Rücken kehren und so tun, als ob ich sie nie gekannt hätte. Für die meisten Bewohner würde ich ein Fremder sein, für manche ein Feind, und für andere ein vor langer Zeit verlorener Freund. Frankfurts Trümmer waren die logische äußerliche Folge des mentalen und moralischen Verfalls seiner Bewohner – eines Verfalls, dessen Anfangsstadien ich als Junge miterlebt hatte und der mich dazu gezwungen hatte, Deutschland zu verlassen.

Ein Freund, ein deutscher Autor, der jetzt in den Vereinigten Staaten lebte und arbeitete, hatte mir einen Brief geschrieben. Darin stand:

---

1 Sofern nicht ausdrücklich anders vermerkt, wurden alle Fußnoten zu diesem Text von der Übersetzerin hinzugefügt. – Offenbar hat Walter Jessel sein Manuskript im März 1946 fertig gestellt. Seine Spurensuche nach den ehemaligen Mitschülern und Lehrern hatte er im Dezember 1945 abgeschlossen. Das Ziel des Autors war es, den Bericht zu veröffentlichen. Durch seine New Yorker Agentin ließ er das Manuskript verschiedenen Zeitungen und Verlagen anbieten. Doch dies blieb erfolglos. Zu Lebzeiten von Walter Jessel wurde das Manuskript nicht veröffentlicht.

2 Im Frankfurter Adressbuch von 1938 findet sich die Adresse der Familie von Walter unter dem Namen seines Vaters verzeichnet: Julius Jessel, Reuterweg 53, III. Stock.

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

> „Ich habe immer eine Trennlinie gezogen zwischen den Deutschen und ihrer Regierung. Lassen wir jetzt nicht die Menschen für etwas bezahlen, an dem sie sich nur unter Druck beteiligt hatten? Schreib mir, was Deine Eindrücke sind. Sag mir, ob Du nicht doch meine feste Überzeugung teilst, dass alle Menschen, wenn man sie in dieselbe Situation bringen würde wie die Deutschen, genauso handeln würden."

Das war eine Herausforderung. Es entsprach der Herausforderung durch die genau entgegengesetzte Position. Nach dieser waren alle Deutschen schuldig. Deutschland müsse deshalb wirtschaftlich geschwächt werden, um zu verhindern, dass es noch einmal eine solche Aggression ausübt.

Mein Freund war durch seine Erinnerung an die einfachen Leute aus der Vor-Nazizeit und seine Sympathie für die Deutschen zu seiner Auffassung gelangt. Diejenigen, welche das andere Extrem vertraten, standen unter dem Eindruck zweier von den Deutschen ausgelöster Aggressionskriege und deren Schrecken. Letzten Endes würde der Verlauf der Geschichte über diese Kontroverse zu entscheiden haben. Würden einstweilen die Hoffnungen, Motive und Schicksale von ein paar Deutschen, die die Nazizeit miterlebt hatten, nicht schon darauf hindeuten, wie die Antwort ausfallen wird?

***

Etwa drei Wochen, nachdem Patton durch die Stadt gefegt war, kam ich im April 1945 erstmals wieder nach Frankfurt.[3] Es war ein angenehmer Frühlingstag. Die Obstbäume blühten entlang der Bundesstraße von Mainz nach Frankfurt. Als der Jeep die Stadt erreichte, schien ihre vertraute Silhouette unverändert. Dann fuhren wir in die Stadt hinein.

Frankfurt war ein Trümmerhaufen, der nach Verwesung roch. Die Bürgersteige in der Innenstadt waren mit Backsteinen, zerbrochenem Glas und Schmutz übersät, Gras und Unkraut hatten darauf zu sprießen begonnen. Es gab gerade so viel Raum, dass sich der Verkehr hindurchschlängeln konnte.

Mitten in dem Verkehr, der die Gerätschaften des Krieges für den letzten Akt weiter nach Osten transportierte, liefen die Frankfurter umher. Eine

---

[3] George S. Patton Jr. (1885–1945) war General der amerikanischen Armee. Als Befehlshaber der Dritten Armee leitete er den siegreichen Vormarsch der amerikanischen Truppen in Frankreich nach dem D-Day und in Deutschland. Als Gouverneur der amerikanischen Besatzungsmacht in Bayern, der unter anderem mit der Entnazifizierung betraut war, war er umstritten. Ihm wurde vorgeworfen, dass unter seiner Handhabung der Entnazifizierung etliche Mitglieder der NSDAP ihre Posten behielten. Im September 1945 entband General Dwight D. Eisenhower ihn von seinen Aufgaben. Patton starb am 21. Dezember 1945 an den Folgen eines Autounfalls in Heidelberg.

gebückte alte Frau trug ein schweres Bündel mit ihrem Hab und Gut auf dem Rücken. Ein gut angezogener Mann hob einen Zigarettenstummel auf, den ein Soldat aus dem vor mir fahrenden Jeep weggeworfen hatte. Eine Frau in einem Pelzmantel stand auf einem Trümmerhaufen, wo zuvor vielleicht ihr Haus gestanden hatte, und zog etwas heraus, das nach einem Ofenrohr aussah. Eine andere Frau trug einen Eimer Wasser, den sie an einem Hydranten gefüllt hatte, in ihren Keller, aus dem auf Straßenhöhe ein Ofenrohr herausragte. Andere Passanten liefen entlang, die Augen zu Boden gerichtet, oder sie starrten auf die Zerstörung, so als ob ihnen die Energie fehlte, die Trümmer jemals wegzuräumen. Lediglich in einer Seitenstraße räumten Menschen jeden Alters eine aus Holz und Gesteinsbrocken bestehende Panzersperre aus dem Weg, die niemandem den Weg versperrt hatte.

Ich dachte an den Film Things to Come (Was kommen wird) von H. G. Wells. Tatsächlich war es so gekommen. Diese Menschen waren entzivilisierte Höhlenbewohner. Ich fuhr mit meinem Jeep an den Straßenzügen mit den Wohnhäusern vorbei, wo meine Familie einmal gelebt hatte – alles war verbrannt und zerstört. Das Opernhaus, „Dem Wahren, Schoenen, Guten" gewidmet, war ein leeres Steingerippe. Instinktiv blickte ich an der Ecke des Opernplatzes nach oben, wo früher eine große Uhr im Turm eines Geschäftsgebäudes mir endlose Male angezeigt hatte, dass ich wieder einmal zu spät zur Schule kommen würde. Es gab dort kein Gebäude, keinen Turm mehr über dem zweiten Stock. Die historische Altstadt mit ihren mittelalterlichen Fachwerkhäusern und verschlungenen Gassen war so platt wie Teile des Stadtzentrums von London nach den deutschen Luftangriffen im Blitzkrieg 1940/41. Auf dem Römerberg, wo einst die Kaiser gekrönt worden waren, war ein großes Becken aufgestellt worden, das als Reservoir zum Feuerlöschen diente. Vom alten Römer stand nur noch die Fassade. Sie schien dem Zusammensturz gefährlich nahe. Der Glockenturm des Doms stand noch, aber der Rest des Bauwerks war ausgebrannt. Goethes Geburtshaus am Rand der Altstadt war ein einziger Trümmerhaufen. Wo einmal der Eingang gewesen war, stand jetzt ordentlich aufgestellt ein Schild, auf dem stand: „Baudenkmal – Allen Armeeangehörigen ist der Zutritt verboten." Die Paulskirche, wo deutsche Liberale 1848 eine demokratische Verfassung verabschiedet hatten, war ein hohles Gerippe, auf dessen Turmspitze ein Kreuz schlaff herunterhing.

Die Nazis hatten auf ihrem Rückzug sämtliche über den Main führende Brücken gesprengt. Eine alte Fußgängerbrücke, die in der Mitte von einem Pfeiler gestützt wurde, ragte mit einem Ende ins Wasser, während das andere Ende im schrägen Winkel in die Luft zeigte.[4] Eine Brücke flussabwärts, die schnell von Ingenieuren repariert worden war, trug den Verkehr unserer

[4] Er meint den Eisernen Steg.

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Militärfahrzeuge. Frankfurts Stadtbewohner standen in langen Schlangen entlang der beiden Flussufer, um auf einen großen Frachtkahn zu gelangen, der langsam über den Main hin und her pendelte. Sie griffen jetzt auf dieselben Transportmittel zurück, mit denen man vor Urzeiten, vor dem Bau der mittelalterlichen Brücken, den Fluss überquert hatte.

Ich fuhr durch die zerstörten Straßen, in denen ich dreizehn Jahre lang auf meinem Schulweg viermal täglich daran mitgewirkt hatte, das Straßenpflaster abzunutzen. Das Schulgebäude war zur Hälfte eingestürzt, und es war unbelebt. Ich fragte mich, was in den letzten vierzehn Jahren wohl aus meinen Schulkameraden geworden war. Sie durften erstmals an Wahlen teilnehmen, als einige Jahre nach dem Ende unserer Schulzeit die Zeit gekommen war, eine persönliche Entscheidung zu treffen.[5] Was hatten sie in diesen vierzehn Jahren gemacht?

Meine Neugier hatte wenig mit sentimentalen Erinnerungen an die Schulzeit zu tun. Die hatte ich nicht. Aber wie meine ehemaligen Mitschüler während der letzten vierzehn Jahre gelebt hatten, wäre aufschlussreich. Ob sie für die Nazis gekämpft hatten, ob sie sich ihnen unterworfen hatten, ob sie sich ihnen widersetzt oder sie von innen heraus bekämpft hatten oder ob sie das Land verlassen hatten, waren einige der Möglichkeiten, wie die Deutschen auf die Naziherrschaft hätten reagieren können. Wäre das Schicksal dieser Jungen nicht symbolisch für den Weg vieler anderer? Würde es nicht widerspiegeln, wie im Krieg die materiellen und die intellektuellen Kräfte ausgeschöpft wurden? Würde ihr Lebensweg einen Weg weisen, uns eine Lektion für die Zukunft erteilen, sowohl für unsere als auch für die Zukunft der Deutschen?

Im März 1931 machte unsere aus zwanzig Schülern bestehende Schulklasse an der Musterschule Abitur.[6] Ein Reform-Real-Gymnasium entspricht einer amerikanischen High School ohne Mädchen, dafür mit Junior College und viel Fremdsprachenunterricht. Wir waren damals achtzehn Jahre alt. Unsere Abiturzeugnisse wurden uns vom „Chef", dem Oberstudiendirektor Peter Müller, abgekürzt PeMü, vor der versammelten Schülerschaft ausgehändigt.[7] Er war um die 45 und wie ein Kugelblitz, der mit dreißig Stunden-

---

5 Das Wahlalter lag in der Weimarer Republik bei 20 Jahren.

6 Walter Jessel ging auf die Frankfurter Musterschule und legte dort 1931 das Abitur ab. Im englischen Originalmanuskript verwendet er jedoch einen für Frankfurt nicht nachweisbaren fiktiven Schulnamen (Friedrich-Ebert-Realgymnasium). In der deutschen Übersetzung wird der tatsächliche Name seines Gymnasiums verwendet.

7 Im englischen Originalmanuskript hat Walter Jessel die Identität seiner Lehrer und Mitschüler hinter fiktiven Namen verborgen. In der deutschen Übersetzung werden, soweit nachweisbar, die echten Namen verwendet.

· Oberstudiendirektor Dr. Peter Müller war von 1923 bis 1937 Direktor der Musterschule. Im August 1937 wurde ihm von den Nationalsozialisten aus politischen Gründen die Leitung der Schule entzogen. Auszüge aus seiner Abschiedsrede sind

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

kilometern Geschwindigkeit durch die Korridore flitzte. Lehrer und Schüler zollten ihm Respekt für seine Entschlossenheit, mit der er alles erkämpfte, was die Schule benötigte. Man sah ihn nie ohne Zigarre.

PeMü verabschiedete uns mit einer ernsthaften Abschiedsrede, in der er von unserer Verantwortung sprach, von den Kämpfen und Freuden, die uns in der Welt draußen erwarteten. Das Schicksal unseres Vaterlandes, sagte er, dessen Rechte und Prestige in einer modernen friedlichen Welt, läge in den Händen unserer Generation. Dann sangen wir ohne sonderliche Begeisterung „Deutschland, Deutschland über alles" und zerstoben in alle Winde. Vier Monate später erreichte Deutschland die Talsohle der Großen Depression.

Soweit ich weiß, hat es nie ein Klassentreffen gegeben, und auch keinen Versuch, miteinander in Kontakt zu bleiben. Unsere Interessen, unsere persönlichen Beziehungen, unsere Ideale und bald auch unser Zugehörigkeitsgefühl waren zentrifugal.

***

Im September 1945 wurde ich von meinen Aufgaben in Bayern entbunden und auf einen nicht allzu anstrengenden Job im Frankfurter Hauptquartier versetzt.[8] Nunmehr konnte ich darauf hoffen, dass einige der Männer, die ich finden und sprechen wollte, aus dem Kriegsgefangenenlager, oder wohin auch immer die letzten Zuckungen des Hitlerregimes sie zerstreut hatten, zurückgekehrt sein würden.

Damals in den zwanziger Jahren hatten wir auf der Musterschule einen Zeichenlehrer, dessen Namen ich vergessen habe, weil wir ihn nur unter dem Spitznamen „Mussolini" kannten.[9] Er gab sein Bestes, seinem Spitznamen zu entsprechen. Er hatte einen Stiernacken und war ein starrköpfiger Mann mit gewaltiger Stimme. Seine Lippen waren vorspringend wie die des Duce, und er benahm sich unverblümt. Wenn ihm die Zeichenskizze eines Schülers nicht gefiel, nahm er sie und riss sie in Stücke. Ich hatte kaum Konflikte mit

abgedruckt in: Dieter Kallus und Eberhard Aulmann (Hrsg.), *Musterschule 1803-2003. Festschrift zum 200jährigen Bestehen des Gymnasiums in Frankfurt am Main,* Frankfurt am Main 2003, S. 82. Siehe auch den Bericht des ehemaligen Musterschülers Dr. Helmut Mann, „Skizzen aus der Musterschule 1931 bis 1938", in: ebd., S. 97.

8 In Bayern war Walter Jessel damit betraut, Gefangene in den amerikanischen Kriegsgefangenenlagern zu überprüfen und zu verhören. Siehe Vorwort von Brian E. Crim.

9 Es muss sich um Heinrich Schäfer-Simmern handeln. Über ihn berichtet Dr. Helmut Mann: „Heinrich Schäfer-Simmern, hochgeschätzter Zeichenlehrer, machte aus seiner kritischen Einstellung kein Hehl. Er wurde 1938 aus dem Schuldienst entlassen, nachdem er von einer Studienreise nach Amerika nicht zurückgekehrt war." Dr. Helmut Mann, „Skizzen aus der Musterschule 1931 bis 1938", a.a.O., S. 97.

ihm, weil meine zweidimensionalen Kritzeleien nie sein Interesse erregten und weil ich seinen Unterricht schwänzte, so oft ich konnte. „Mussolini" war Sozialist mit einer speziellen Abneigung gegen Bankleute, und er bestand darauf, dass alle dies wussten. „Kurzkopf", wandte er sich an einen von uns mit dessen Spitznamen: „Wirst du auch Bankier wie dein alter Herr? Ich sag dir, du und deine kapitalistische Clique, ihr werdet Deutschlands Untergang sein."

„Nur ein kapitalistischer Bankier, Herr Lehrer", antwortete „Kurzkopf".

Eines schönen Sommertages im Jahre 1939 begegnete ich „Mussolini" im Central Park in New York. Ein Dutzend schlecht gekleideter Jugendlicher im durchschnittlichen Alter von zehn Jahren saßen mit Zeichenblock und Stiften um ihn herum. Sie hatten sich auf dem Rasen und den Felsbrocken ausgebreitet, der Skyline der 59sten Straße zugewandt, und zeichneten. „Mussolini" ging zwischen ihnen umher. Als ich ihn aus kurzer Entfernung dabei beobachtete, wie er die Zeichnung eines Jungen nahm und in Stücke riss, hatte ich keinen Zweifel mehr an seiner Identität. Ich stellte mich hinter seinen breiten Rücken, als er gerade dabei war, seinen Schülern mit schwerem deutschen Akzent Anweisungen zu geben: „Malt nicht, was ihr seht, malt, was ihr dazu denkt." („Don't sketch vot you see, sketch vot it makes you sink.") Diesen Satz kannte ich gut.

Er drehte sich um und erkannte mich: „Wollen Sie mitmachen? Sie könnten eine Menge lernen. Hier entsteht echte Kunst."

Er wandte sich von seiner Zeichenklasse ab und erzählte mir, dass er Deutschland im Jahr zuvor verlassen hatte. „Keine Chance, gegen sie anzukommen. Ich musste mich fortmachen. Sonst hätten sie mich aufgehängt. Außerdem haben amerikanische Kinder viel mehr Talent. Vor allem die hier von der Lower East Side und der Bronx. Iren, Juden, Neger – wunderbar."

Er zog einige Arbeiten seiner Schüler aus seiner Aktentasche hervor: Zeichnungen und mit Wasserfarben gemalte Bilder. Ich sagte, dass sein Unterricht vor zehn Jahren erfolglos geblieben war, und dass ich immer noch nichts von Kunst verstünde. Ob er irgendwas von PeMü gehört hätte.

„Er hat 1937 den Schuldienst quittiert. Ein guter Mann. Kapitalist zwar, aber anständig. Katholisch, aber aufgeschlossen. Er konnte die Nazi-Rotte nicht mehr ertragen und hat sich mit der Hälfte seiner Bezüge pensionieren lassen. Dann hat er für einen Verlag gearbeitet. Nur Korrekturlesen und so etwas. Er wird keine einzige Zeile schreiben. Was machen Sie im Central Park? Sind Sie auf dem Nachhauseweg? Wo wohnen Sie? Ich werde mich bei Ihnen melden. Muss jetzt zurück an die Arbeit."

***

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Das war das einzige, was ich seit 1931 über PeMü erfahren hatte.

Im Oktober 1945 hatte Frankfurts Kommunalwesen sich etwas erholt. Für maßgebliche Nutzer gab es beispielsweise einen Telefondienst. Um PeMü ausfindig zu machen, lag es nahe, das Schulamt anzurufen.

Ich wählte die Nummer des Rathauses und ließ mich mit der Abteilung verbinden.

„Müller, Schulamt."

„Sind Sie Oberstudiendirektor Peter Müller, der ehemalige Schulleiter der Musterschule?"

„Ja, das bin ich."

Ich nannte ihm meinen Namen und meine Abiturklasse.

„Ich muss Sie unbedingt sehen" sagte PeMü. „Kommen Sie gleich hierher. Sie sind Amerikaner, nicht wahr? Sind Sie in der amerikanischen Armee? Haben Sie bei der Militärregierung etwas mit dem Schulwesen zu tun? Mein Büro ist in der Nähe des Hauptbahnhofs", sagte er und gab mir die Adresse.

Ich versuchte, so gut ich konnte zu antworten, ohne dabei außer Atem zu geraten. Nein, ich hätte nichts mit dem Schulwesen zu tun, nicht einmal mit der Militärregierung.

„Welchen Posten haben Sie im Schulamt?", fragte ich.

„Ich bin der Leiter", sagte er.

Ich sagte ihm, ich würde sofort zu ihm kommen.

Ein handgeschriebenes Schild neben dem Eingang verwies auf das „Frankfurter Schulamt". Das Gebäude war ziemlich modern, aus rotem Backstein, mit großen Fenstern und einem Flachdach. Nur eine Hälfte des Gebäudes stand noch, die andere bestand aus Trümmern und der herausgerissenen Innenausstattung der ehemaligen Büroräume. Im ersten Stock hing ein zertrümmerter Schreibtisch mit einer Seite über einem verbogenen Stahlträger. Die Toilette im zweiten Stock sah intakt aus.

PeMü hatte sein Büro im ersten Stock. Er saß im Mantel hinter dem Schreibtisch und telefonierte. Ein Besucher saß ihm gegenüber. Die Schreibtischlampe brannte. Das große Fenster, in dem das Fensterglas fehlte, war mit Brettern zugenagelt. Etwas Licht drang durch ein klaffendes Loch in der Decke in den Raum. Große Stücke des Verputzes fehlten an den Wänden.

PeMü hatte sich kaum verändert. Sein Haar war ein wenig grauer, und seine Kleidung schien ihm etwas zu groß zu sein. Er zwinkerte mir mit dem bekannten jugendlichen Augenzwinkern zu, während er das Telefongespräch beendete. Er war aus dem Raum gerufen worden. Nachdem er mich kurz seinem Besucher vorgestellt hatte, dessen Namen er genuschelt hatte, stürmte er mit wehendem Mantel durch den Raum und durch die Tür hinaus.

Ich hatte den Namen des Mannes nicht verstanden, aber seine Profession musste mir nicht extra genannt werden. Er trug die hohen Schaftstiefel der

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

deutschen Armee, dazu einen ungepflegten Zivilanzug. Sein Haar war so kurz geschoren wie in den Karikaturen deutscher Offiziere, und sein Gesicht hatte slawische Züge. Als ich eintrat, hatte ich den Eindruck, dass er zugleich schrumpfte und steif wurde, sofern dies physisch möglich ist. Er saß in einem Sessel, was ihm keine militärische Haltung einzunehmen erlaubte.

Ich fragte ihn, ob er in Frankfurt zuhause sei.

„Nein", sagte er, „ich bin Ostpreuße. Ich habe es gerade aus der russischen Besatzungszone herausgeschafft."

Ich fragte ihn, warum er dort weggegangen sei. Er antwortete mir mit einem bitteren Lachen:

„Warum ich von dort weg bin? Das will ich Ihnen erzählen. Bis vor zwei Monaten war ich Oberst in der Armee. Nach 38 Dienstjahren wurde ich dann in einem Ihrer Gefangenenlager entlassen und machte mich auf den Weg nach Hause – illegal natürlich. Ich habe kein Zuhause mehr. Erst haben die Russen es genommen, um es dann den Polen zu geben. Ich habe meine Leute schließlich in Zwickau in Sachsen gefunden. Sie leben dort alle in unbeschreiblichem Elend. Ich hab es von dort weg geschafft und bin hier hergekommen, um zu sehen, ob ein ehrlicher Mann in Deutschland noch sein Leben bestreiten kann."

Dann ließ er sich gehen und fing an, von Vergewaltigungen, Hunger, Beschlagnahmung von Eigentum zu erzählen – Bedingungen, von denen er behauptete, er habe sie in der russischen Besatzungszone erlebt. Es war seine persönliche Geschichte – wovon würde seine siebzigjährige Schwiegermutter nun leben? Ihre staatliche Pension sei nun gesperrt. Und was ist mit seiner Frau, die von den Russen in eine Arbeitsbrigade gezwungen worden sei, die nun die Trümmer in Zwickau wegräumen sollten? Und was sei mit der obdachlosen Familie seines kommandierenden Generals, die ihr Eigentum verloren hatte, nachdem dieser in russische Kriegsgefangenschaft gekommen sei? Dann fing er an, das Schicksal seines besiegten Landes zu beklagen:

„Die Polen und Tschechen haben zehn Millionen Deutsche aus den östlichen Provinzen vertrieben. Diese Menschen befinden sich nun zusammengedrängt in der russischen Besatzungszone. Im kommenden Winter werden sie verhungern – zumindest die Kinder. Das ist die biologische Vernichtung meines Volkes. Es ist eine schreckliche Ungerechtigkeit."

Er hatte sich gehenlassen, und dass ich mich weigerte, den Teil seiner Rede von der „biologischen Vernichtung" und der „Ungerechtigkeit" zu akzeptieren, traf ihn hart. Ich sagte, die Fakten seien in diesem Fall eindeutig: ein Europa, das durch Deutschlands Krieg seine wirtschaftliche Substanz verloren hatte, ein Deutschland, das sich nicht länger an den Lebensgrundlagen anderer Länder bereichern konnte, und eine siegreiche Welt, die darauf bestand, dass die Opfer gegenüber den Aggressoren rehabilitiert würden.

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Der ehemalige deutsche Oberst erwiderte nichts. Er saß in seinem Sessel, steif, mit rotem Gesicht, und starrte mich nicht allzu freundlich an. Ich realisierte, dass er es bereute, dieses Gespräch überhaupt begonnen und dabei einen Teil seiner Selbstkontrolle verloren zu haben. Offensichtlich hatten die vergangenen turbulenten Monate, in denen er durch von Russen und Polen besetztes Gebiet gewandert war, und das Schicksal seiner Familie Spuren hinterlassen, die sich auf seine Fassung auswirkten. Seine jetzige Lage war nicht rosig. Ich fragte mich, was er wohl von Müller wollte.

Er setzte noch einmal an auf eine Weise, die ihm vermutlich vernünftiger schien:

„Ich habe nach unserem Sieg im Westen mehrere Jahre in Frankreich verbracht", sagte er in ruhigem Ton. „Wir haben Frankreich nicht verhungern lassen. Tatsächlich hatten die Franzosen das Potenzial ihres Bodens nur wenig ausgenutzt. Wir haben neue Methoden eingeführt und einen Großteil des französischen Bodens unterpflügt."

„Und das haben sie auch mit vielen Franzosen gemacht."

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen. Die Franzosen importierten fast all ihre Nahrungsmittel aus Nordafrika. Ohne uns wären sie verhungert."

Ich konnte ihm immer noch nicht zustimmen. Selbstverständlich hätten die Franzosen auch gerne weiterhin „fast alle" ihre Nahrungsmittel aus Nordafrika importiert, wenn die Deutschen sie von vornherein in Frieden gelassen hätten.

Bei diesem und vielen weiteren Gesprächen, die ich mit deutschen Berufssoldaten führte, wurde mir deutlich, dass der Gedanke an das Verbrecherische eines Angriffskrieges ihnen völlig fremd war. Die deutschen Berufssoldaten verstehen sich selbst als aufrechte Männer mit unanfechtbarem Charakter, die die Regeln des Bodenkrieges haargenau befolgen und nur diejenigen töten, die ihrem Militäreinsatz im Weg standen. Sie ziehen eine scharfe Trennlinie zwischen sich selbst und den bösen Nazis, die morden und stehlen, weil sie kriminell sind. Sich selbst sehen sie frei von jeglicher Verantwortung. Sie taten nur ihre Pflicht, zuerst, indem sie die Wehrmacht aufgebaut haben, dann, indem sie in einem Krieg kämpften, den ihre politischen Befehlsgeber erklärt hatten, und schließlich, indem sie bis zum bitteren Ende durchhielten. Kriege hat es immer gegeben und Kriege wird es immer geben, und es gibt keinen Grund, warum die Techniker des Krieges, die Offiziere, in irgendeiner Weise dafür verantwortlich gemacht werden sollten. Die Offiziere hätten das politische Regime immer abgelehnt. Aber wenn das Vaterland sie rief, damit sie ihrer patriotischen Pflicht nachkommen, um zu kämpfen und zu sterben, hätten sie nicht über Politik streiten können.

PeMü kam wieder ins Zimmer zurück und hörte den letzten Teil der Unterhaltung besorgt mit an. Der Besucher merkte, dass seine Auffassung

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de

nicht mit Wohlwollen aufgenommen wurde, sprang aus seinem Sessel auf, machte eine militärische Verbeugung aus der Hüfte und sagte, er würde draußen warten.

Der ehemalige deutsche Oberst zog die Tür hinter sich zu, und PeMü setzte sich vor mir auf die Kante seines Schreibtischs.

„Nehmen Sie das nicht zu ernst", sagte er. „Er ist einer der vielen, die sich auf die Lehrerstellen bewerben und die ich täglich wegschicken muss. Er glaubt, dass es das einzige sei, was er jetzt tun könne. Mit seiner Ausbildung könnte er wahrscheinlich ganz gut Mathe und Physik unterrichten. Aber das kommt natürlich nicht in Frage, obwohl er niemals Parteimitglied war. Hat er die Beherrschung verloren?

„Das würde ich nicht sagen. Doch gemessen an der üblichen Selbstbeherrschung des deutschen Berufsoffiziers wurde er ziemlich lebhaft."

„Das ist verständlich", sagte PeMü. „Er hat einige tragische Dinge erlebt. Seine Frau und seine drei Kinder sind letztes Jahr zwischen die Frontlinien der Amerikaner und der Deutschen geraten. Seine Kinder wurden getötet, seine Frau leicht verletzt. Darin gipfelte die Tragödie des Zusammenbruchs seiner ganzen Welt, und jetzt ist er verzweifelt. Nichts, was er in der Zukunft unternimmt, würde mich überraschen."

„Warum glaubt er, dass er unter den Bestimmungen der amerikanischen Besatzung unterrichten kann?"

„Das ist nicht schwer zu begreifen. Ich habe schon erwähnt, dass er ein Mann mit Bildung ist. Er glaubt, dass deutsche Jugendliche nach zwölf Jahren, in denen sie zu Verbrechen und Vorurteilen erzogen wurden, jetzt umerzogen werden müssen, damit sie des guten Rufes der Deutschen wieder Wert sind. Damit sie Charakter und Rückgrat haben, um Widrigkeiten zu widerstehen und das Ansehen Deutschlands zu rehabilitieren. Auf der Basis dieser Überzeugung hat er sich als Deutscher an mich gewandt, damit ich ihn als Lehrer einsetze. Wenn ich seine Bewerbung ablehne, was ich tun muss, wird er mich als Verräter betrachten."

Die Geschichte des Obersts hatte unseren Gesprächsaustausch über persönliche Dinge aufgehalten. Ich machte PeMü das Kompliment, dass er immer noch so jugendlich und tatkräftig aussah – unverändert nach vierzehn Jahren.

„Ich nehme immer noch zwei Stufen auf einmal", sagte er lachend. Dann setzte er sich wieder hinter seinen Schreibtisch. Er rauchte eine abscheuliche Zigarrenmarke, und als ich einige Havannas hervorzog, die aus dem PX[10] stammten, strahlte er:

[10] PX steht für „Post Exchange" oder „Army Exchange Service". Die PX-Läden dienten der Versorgung der US-Armee. Ausschließlich Angehörige der amerikanischen

„Das Dumme ist nur, dass ich die morgen aufgebraucht habe. Können Sie mehr davon besorgen? – Es ist etwas kalt hier drin, nicht wahr? Selbst jetzt muss ich meinen Mantel anbehalten. Ich glaube nicht, dass wir diesen Winter irgendwas repariert oder beheizt bekommen werden. Diese Super-Klimaanlage in der Decke ist ein wenig des Guten zu viel. Es wird mir wahrscheinlich schwer fallen, hier drin zu arbeiten, wenn es erst richtig kalt wird."

„Sie sind also zurück in Frankfurt", fuhr er fort. „Sie sind nicht der einzige von meinen ehemaligen Schülern, der in amerikanischer Militäruniform wieder zurückgekommen ist. Was hatte ich doch gesagt, als Sie Abitur machten? Etwas in der Richtung, dass die junge Generation dem Vaterland ihren Stempel aufdrücken werde. Ich gebe zu, dass ich es zwar so nicht gemeint hatte. Aber Sie hatten recht, absolut."[11]

Er legte eine Pause ein und lehnte sich nach vorn:

„Ich hatte all diese Jahre ein britisches Infanteriegewehr zuhause. Mit 250 Pfund Munition. Aber ich frage Sie: Hätte ich allein einen Umsturz herbeiführen können?"

Ich gab ihm zu verstehen, dass etwas Widerstand durchaus hilfreich gewesen wäre.

„Wo hatten Sie Ihr Gewehr aufbewahrt?"

„Auf meinem Dachboden in Kronberg. Ich hatte es ziemlich gut versteckt. Aber zum Glück haben sie mein Haus nie durchsucht. Sie wussten nicht, dass ich dorthin rausgezogen bin, oder?"

„Nein, das wusste ich nicht."

„Ich bin 1939 umgezogen. Ein paar Monate vor Kriegsausbruch. Ich wusste, dass es ein Luftkrieg werden würde, und es war völlig klar, dass Frankfurt letztendlich ein Angriffsziel werden würde. Also bin ich raus."

Kronberg, PeMüs neuer Wohnort, ist ein kleiner Kurort in den hügeligen, bewaldeten Gebirgszügen des Taunus nördlich von Frankfurt. Er hatte sich einen netten Ort ausgesucht, um den Krieg zu überstehen. Auf diese Weise hat er sein gesamtes Eigentum gerettet, seine Bibliothek und seinen Lebensstandard.

„Was haben Sie all die Jahre gemacht, nachdem Sie sich hatten pensionieren lassen?"

---

Streitkräfte durften dort einkaufen. In den PX-Läden wurden amerikanische Waren zu günstigen Preisen angeboten, die von der Regierung in Washington subventioniert wurden. In Frankfurt am Main existierte auf dem Grundstück des heutigen Polizeipräsidiums an der Eschersheimer Landstraße, Ecke Adickesallee ein solcher PX-Laden, der sich im Laufe der Jahre zu einem PX-Einkaufszentrum ausweitete.

11 „Sie hatten recht." Womit? Der Bezug ist nicht ganz klar. Damit, dass der Abiturient weggegangen ist? Damit, dass er die Seiten gewechselt hat und nun in amerikanischer Uniform zurückgekommen ist?

Urheberrechtlich geschütztes Material. Copyright. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein. Vervielfältigungen jeglicher Art nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags gegen Entgelt möglich. info@schulz-kirchner.de